

### 3. Kapitel - Grundausbildung

Stetten ich komme.

Ich habe meine Sachen gepackt und einen Fünfziger vom Vater bekommen, werde zum Bahnhof gebracht und verabschiedet. Ich fahre nach Stetten. Nach drei Stunden steige ich aus dem Zug. Nix. Keiner, der mich abholt, wie es im Einberufungsbescheid geheißen hat. Nur noch zwei Typen sind da, die aussehen, als ginge es ihnen wie mir. Ich spreche einen von ihnen an, woraufhin auch der andere sich in unser Gespräch einklinkt: Ja, es sind auch Opfer. Wie ich. Auch sie haben keine Ahnung, warum wir an diesem einsamen Bahnhof gelandet sind und keiner da ist, der uns in Empfang nimmt. Wenigstens gibt es so etwas wie einen Schalter. Wir erkundigen uns höflich, wo denn die Kaserne sei. Der dicke Typ mit der Brille, die aussieht, als seien die Gläser aus Panzerglas, fängt an zu lachen. Keiner von uns dreien findet das komisch. Ich unterbreche ihn und möchte wissen, was denn an der Frage so lustig sei. Ich will mitlachen. Er sieht mich mit ernstem Gesicht an: „Habt ihr das AKM gelesen?“ „Ja klar.“ „Ihr seid in *Stetten*. Nicht in *Stetten am kalten Markt*!“ Er lacht immer noch. „Schon wieder solche Idioten, die im falschen Stetten aussteigen! Ich weiß gar nicht, wie oft ich das schon erklärt habe: Das Stetten, in das ihr müsst, ist 200 Kilometer weiter.“ Der Typ findet es offensichtlich so lustig, dass er nicht zu lachen aufhören kann. Mir ist das Lachen vergangen. Endlich beruhigt er sich und rät uns, den nächsten Zug nach Ulm zu nehmen und dann weiter nach Sigmaringen zu fahren.

Das müssen wir wohl; auch wenn wir jetzt das Problem haben, dass wir es auf keinen Fall rechtzeitig zur Kaserne schaffen. Vermutlich bekommen wir deswegen gleich am ersten Tag Ärger. Das fängt ja gut an.

Um 22.15 Uhr erreichen wir endlich das richtige Stetten. Ein Soldat in Uniform am Bahnhof hält Ausschau. Schon von Weitem kann ich sehen, dass er offensichtlich genervt ist. Er muss mal wieder auf Typen warten, die es schaffen, am ersten Tag zu spät zu kommen. Wir beeilen uns. Ich frage ihn möglichst freundlich, ob er uns wohl zur Kaserne abholen soll. Die Antwort kommt schnell und unfreundlich: „Habt ihr keine Uhr oder wart ihr Deppen im falschen Stetten?“ Dann dreht er sich um befiehlt: „Folgen!“ Ich habe nicht erwartet, dass er meine Tasche trägt, aber ein bisschen mehr Freundlichkeit wäre schon schön gewesen. Schon aus dem Grund, weil sie uns wollen und nicht wir zu ihnen.

Am Kompaniegebäude geht es gleich richtig zur Sache: In Reihe aufstellen, Zettel ausfüllen, dazwischen wird man angeschrien. Wenn einer sich an die Wand lehnt, brüllt jemand: „Die Wand steht von selbst!“ Der Bursche neben mir hat die Hände in der Hosentasche. Geht auch gar nicht, wie ich gleich erfahre. Schon schreit wieder einer: „Wenn die Eier platzen, sind die Hände auch weg.“ Ich glaub', ich bin im falschen Film. Vor allem stelle ich es mir vor, wie es ist, wenn einem die Eier platzen. Warum sollte ich dann noch meine Hände brauchen? Dann ist doch sowieso alles vorbei. Wir müssen von Gebäude zu Gebäude marschieren, bekommen Ausrüstung, Bettwäsche, überziehen das Bett. Nachts um drei ist der Spuk vorbei und wir haben gerade mal drei Stunden bis zum Wecken, um uns einzurichten und ein bisschen Schlaf abzubekommen. Ich bin mit sechs Mann in einer Stube. Drei Doppelbetten, sechs Spinde, ein Tisch, sechs Stühle und ein Mülleimer. Das war's. Meine neue Heimat für die nächsten drei Monate.

Ich freue mich jetzt schon, wenn das wieder vorbei ist. Am nächsten Morgen um 6 Uhr werden wir geweckt, hat man uns am Abend noch gesagt. Ich stelle mir das ungefähr vor wie im Schullandheim. Jemand klopft an die Türen, ruft „Aufstehen!“ und dann können sich alle fertigmachen. Eigentlich bräuchte ich also gar keinen Wecker, aber vorsichtshalber stelle ich mir doch einen. Dann fallen mir die Augen zu.

Statt vom Klingeln des Weckers werde ich davon wach, dass irgendein Typ die Tür aufreißt, mit einer Trillerpfeife bläst und schreit: „Sofort raus, Zähneputzen, Rasieren, wascht euch, reibt eure Schwänze trocken und ab in die Socken. Antreten in fünf Minuten!“ Dann gibt’s Frühstück. Endlich was zu Beißen. Wie die Tiere werden wir im Laufschrift zur Kantine gebracht, stehen in Dreierreihen da und der Typ sagt irgendwas von 15 Minuten Zeit. Wir schauen uns ungläubig an und fangen an zu rennen, packen rein, was wir kriegen können, schlingen es runter, müssen raus, schon geht’s zurück zum Kompaniegebäude. „Und das ab heute jeden Tag. So eine Scheiße“, ist das Einzige, was ich denken kann.

Es geht weiter mit ein paar Formalitäten, als Nächstes begrüßt uns der Chef, dann der Zugführer. Ein hagerer Typ, etwas kleiner als ich, gestählt durch Muskeltraining. Sein Name ist Hauptfeldwebel Reiner. Er verkündet uns, wie die Zukunft aussieht: „Globale Erwärmung. Der Feind kommt nicht mehr aus dem Osten, sondern aus dem Nahen Osten.“ Er erzählt von Flüchtlingsströmen, Selbstmordattentätern, Anschlägen mit Tanklastzügen und im Anschluss geht’s nur noch ums Wasser. Asymmetrische Kriegsführung. Ich bin platt. Höre auf zuzuhören. Der Typ ist verrückt, wie alle hier. Ich denk an Marco. Zu verweigern. Bevor ich näher drüber nachdenken kann, werden wir schon „verlegt“, was bedeutet, dass wir uns im Laufschrift fortbewegen müssen.

In den folgenden Tagen und Wochen denke ich an nichts mehr vor lauter Action. Wir werden gedrillt, laufen kilometerweise. Marschieren, Waffenausbildung, Karte, Kompass, Hügel hoch, Hügel runter. Wir sind von früh bis spät beschäftigt und froh, wenn wir abends ins Bett dürfen. An den Wochenenden geht es nach Hause. Ich komme heim, schreie meine Mutter an, schmeiße meine dreckige Wäsche hin, gehe von Freitag bis Sonntagmittag saufen, dann zurück in die Kaserne.

\*\*\*

Die Zeit verging wie im Flug. Zehn Wochen waren vorbei und die Abschlussprüfung stand an. Wir waren inzwischen eine homogene Gruppe. Jeder wusste von den anderen die Stärken und Schwächen - teilweise, welche Stellung die Freundin beim Sex bevorzugte. Und wir hatten einen guten „Führer“. Was mich bis heute wundert ist, dass dieses Wort noch immer Verwendung findet. Wir hatten viele „Führer“. Gruppenführer, Zugführer, Führer einer kleinen Kampfeinheit. Anders als früher gab es bei uns nicht nur einen „Führer“, sondern viele Führer – jeder war „Führer“.

\*\*\*

Es ist soweit. Abschlussprüfung. Vier Tage Biwak sind angesagt: Drei Nächte in der „Dackelgarage“, wie wir die Zelte nennen. Alles ist so klein. Es ist Dezember und es pisst in Strömen. Unsere Aufgabe ist permanenter gegenseitiger Angriff: Verteidigung gegen den Zweiten Zug. Immer wieder werden wir von den Vorgesetzten angepeitscht, dieses Duell um jeden Preis zu gewinnen. „Um was geht’s eigentlich?“, will ich irgendwann wissen. Die Antwort von Stabsunteroffizier Bäcker ist kurz, aber klar: „Um die Ehre des Zuges.“ Gesagt, getan.

Wir kämpfen Tag und Nacht. Wir gewinnen, wir feiern ein Fest.

Danach werden wir alle in unsere Stammeinheit versetzt. Ich habe viel gelernt: Kameradschaft, Disziplin, Ordnung, Pünktlichkeit und einfach mal die Fresse halten, wenn einem was nicht passt. Als wir uns verabschieden, frage ich meinen Kumpel Fred, wie es bei ihm weitergeht. Er will sich verpflichten und meint, dass das auch was für mich wäre. Ich schaue ihn an. „Ich schmeiß dich gleich aus dem Fenster. Ich und Zeitsoldat? Du musst ja wohl nicht ganz dicht sein.“ Auch wenn ich eines zugeben muss: Inzwischen gefällt mir diese Scheiße fast.

\*\*\*

Die Grundausbildung war prägend. Am Schluss waren wir fast wie Brüder. Fred allerdings traf ich nie wieder.

Meine Stammeinheit sollte die Erste Kompanie des Feldjägerbataillons 760 in der Fürst-Wrede-Kaserne in München werden. Aber davor ging es erst einmal nach Hause: Weihnachten.